-Düsseldorfer Sonntagsblatt-

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt

Nr. 24 — Sonntag, den 13. Juni — 1915

Annelieses Liebe.

Erzählung von L. Röder.

(Nachdruck verboten.)

Heute hatte Herbert Ingenpohl das Eiserne Kreuz bekommen. — Einen Augenblick lang hatte eine Welle freudigen Stolzes ihn durchflutet, als der Arzt ihm das schlichte Ehrenzeichen an die wunde Brust heftete — aber, war es denn wirklich so etwas Besonderes gewesen, daß er die Führung der Kompagnie übernahm beim Sturmangriff, wie der Arzt sagte, als der Hauptmann verwundet wurde und die beiden Leutnants fielen? Er wußte es nicht. Er mußte doch einfach, und die Kameraden waren ihm so begeistert nachgestürmt, ob zum Siege, ob zum Sterben — tausend Toden entgegen! Zum Sterben! Ja, das hatte er gewollt; er mochte nicht mehr dabei sein, wenn die Sieger mit grünem Reis den Helm kränzten und die Glocken die Heimkehr einläuteten; wenn Fahnenwehen und dankbarer Jubel die Tapferen in der Heimat willkommen hieß. Dann würde er längst in Frankreichs Erde schlafen, irgendwo im Schatten am Waldessaume.

Die Kriegsstimmung in Italien.
Volksansammlung auf der Piazza Vittorio Emmanuele in Mailand.

Keiner war da, der um seine Wiederkehr bangte. Die Eltern waren beide tot, die Mutter seit mehr denn Jahresfrist; den Vater hatte er kaum gekannt, und die Eine, der er sein ganzes, heißes Herz gegeben hatte, sie hatte ihn so tief enttäuscht. Deshalb war er ja gegangen, den Tod zu finden draußen im schweren, eisernen Ringen.

Es war Wahnwitz gewesen, zu denken, daß die lebensprühende, nach Genuß lechzende Anneliese Burckhardt sein stilles, arbeitsreiches Leben teilen würde, es umgolden würde mit ihrem Lachen. — Wie ein sonnenbunter Schmetterling hatte sie seinen Schatten durchflimmert und war davongegaukelt in ferne Sonnenlande. Neckisch hatte sie ihn gelockt, bald hierhin, bald dorthin, und er mußte ihr nacheilen und mußte sein armes Herz verbrennen in der ungewohnten Sonnenfülle — und konnte sie nimmer erhaschen. Da hatte er sein todwundes Herz zurückgeflüchtet in den Schatten.

Nun war der erste, grausame Schmerz überwunden, nur eine tiefe Leere wohnte in ihm.

Der Krieg kam ihm gerade recht. Sie konnten ja soviele Freiwillige brauchen, die schwere, heilige Not des Vaterlandes forderte jeden Einzelnen. So ging er. Der feindlichen Geschosse würden ungezählte sein — da würde er vielleicht den Tod finden, nachdem er das Leben wie eherne Ketten müde geschleppt hatte. Still und ernst war er gekommen, nicht hellstrahlende Begeisterung brach aus seinen Augen wie bei den Kameraden, aber tief und verhalten glomm in ihnen der Wille, zu kämpfen, um zu sterben.

Die Vorgesetzten achteten den stillen Menschen, der so kühn, allzu kühn fast, in Not und Gefahren stand; die Waffengefährten bewunderten ihn. Eifern tat er seine Pflicht. Als das Regiment in raschem Siegeslaufe Belgien durcheilte, nach Frankreich hinein, da war es wie ein Rausch über ihn gekommen. Jetzt kam der Tod! An den vordersten Reihen stand Herbert Ingenpohl, immer voran, wenn es das Schwerste galt. Wo es hieß, zu einem besonders gefahrvollen Auftrage Freiwillige vor, da trat er als erster heraus. Nur immer weiter, dem Tode, der Erlösung entgegen, dorthin, wo die Kugelsaat am dichtesten fiel! Rechts und links sanken die Kameraden. Ihr brechender Blick umkrampfte die Sonne — leben wollten sie — leben! Das Leben hatte ihnen ja noch soviel versprochen! Zu Hause wollte eine Mutter, eine Gattin sie in verzweifeltem Kampfe dem Schicksal abringen — doch, sie mußten dahin, unerbittlich raffte sie die Sense des düsteren Mähers. Und er, Herbert Ingenpohl, suchte den Tod, und der verschmähte ihn. War ihm sein bißchen Leben vielleicht gar zu armselig? Warum mied er ihn, der ihn tausendfach aufsuchte? Mit Wollust hätte er sich ihm in die Arme gestürzt. — — — —

Vor Verdun hatten sie zuletzt gelegen. Es war ein ermüdender Stellungskampf, der harte Anforderungen an ihre Nerven stellte. Manchmal war es wohl ruhig, so daß nur hin und wieder eine Granate sich zu ihnen herüberverirrte — dann aber wieder gab es Tage, an denen die Franzosen erbitterte Ausfälle und Angriffsversuche machten. Seinen Helm hatte schon in Belgien eine Kugel durchschlagen, seine Feldflasche war zerschossen, selbst seinen Mantel hatten mehrere Geschosse durchpfiffen — doch ihn selbst traf es nicht. — Da, beim letzten Sturmangriff, hatte er es plötzlich in seiner Brust gefühlt, wie einen Schlag zuerst, und dann stechenden Schmerz. Warmes, rotes Blut quoll unter der Uniform hervor; blutigroter Nebel, darin feurige Funken tanzten, wogte vor seinen Augen — ihm schwanden die Sinne — kam jetzt die Erlösung vom Leben?

— —

Er erwachte in einem weichen, linnenbezogenen Bette. Sein fragender Blick glitt an den hellen Wänden des Krankenzimmers entlang; er tastete über noch ein anderes Bett neben dem seinen. Es stand unbenutzt. Sein Blick ging weiter durch ein hohes Fenster. Draußen wiegte ein Kirschbaum seine schneeigen Blüten im Frühlingswinde. Irgendwo flötete eine Amsel. Breite Streifen zitternden Sonnenlichtes malten sich auf dem Boden des Zimmers. Er wandte sich, er haßte die Sonne! — Da durchzuckte ein Schmerz seine Brust — wann hatte er das Stechen doch schon einmal gefühlt? — Er tastete hinauf — er fühlte weiße Binden. Wo war er denn? — Langsam sammelten sich seine Gedanken — eine ferne Erinnerung wie an einen schweren Traum kam ihm. — Der Kampf! — Er wollte doch sterben! So hatte der Tod ihn nicht gewollt? So wohlig war es gewesen in seinen Armen. Was wollte das Leben denn noch von ihm? Hatte es ihn nicht genug genarrt? Oder wollte es ihm in einem verborgenen Winkel vielleicht doch noch ein Glück bescheren? — Er glaubte nicht daran.

Der Wind trug seinen Blütenhauch ins Gemach. — Wo war er denn nur gewesen all die Zeit? Er besann sich vergebens. Im Felde draußen hatten erst ganz winzige, zartgrüne Spitzen aus der braunen Erde geschaut — und nun blühten schon die Kirschen! — — — —

Die Tür ging auf und die hohe Gestalt eines Arztes in weißem Leinenkittel trat ein, gefolgt von einem jungen Mädchen in Pflegerinnentracht. Blütenfrisch trug sie das weiße Häubchen auf dem dunklen Scheitel. Der Arzt trat lächelnd an sein Bett und streckte ihm die Hand entgegen. „Guten Morgen, Herr Ingenpohl! Nun, wie geht's uns denn?" —

Herbert Ingenpohl legte seine schmale, blasse Hand in die lebensvolle des Arztes. „Nicht wahr, es ist schön bei uns!" Er wies auf die blühenden Bäume. „Wenn Sie hübsch brav sind, dauert es garnicht mehr lange, bis Sie sich da draußen im Garten ein sonniges Plätzchen aussuchen können!" —

Ein schwaches Lächeln irrte über Herbert Ingenpohls Gesicht. Was ging ihn die Sonne an und der Frühling! Die waren für frohe Menschen da.

Der Arzt wandte sich an die Pflegerin und gab ihr mit halblauter Stimme einige Anweisungen. Sie nickte und verschwand.

Herbert Ingenpohl folgte dem Arzte mit den Augen. Wie froh der aussah und welch heiterer Tonfall in seiner Stimme lag! Der stand sicher in der Sonne. Etwas wie Neid stieg in ihm auf. — Pfui — er schämte sich. Gönnte er dem freundlichen, blonden Menschen nicht sein bißchen Lebensfreude? Was konnte der dafür, daß er, Herbert Ingenpohl, im Schatten stand!

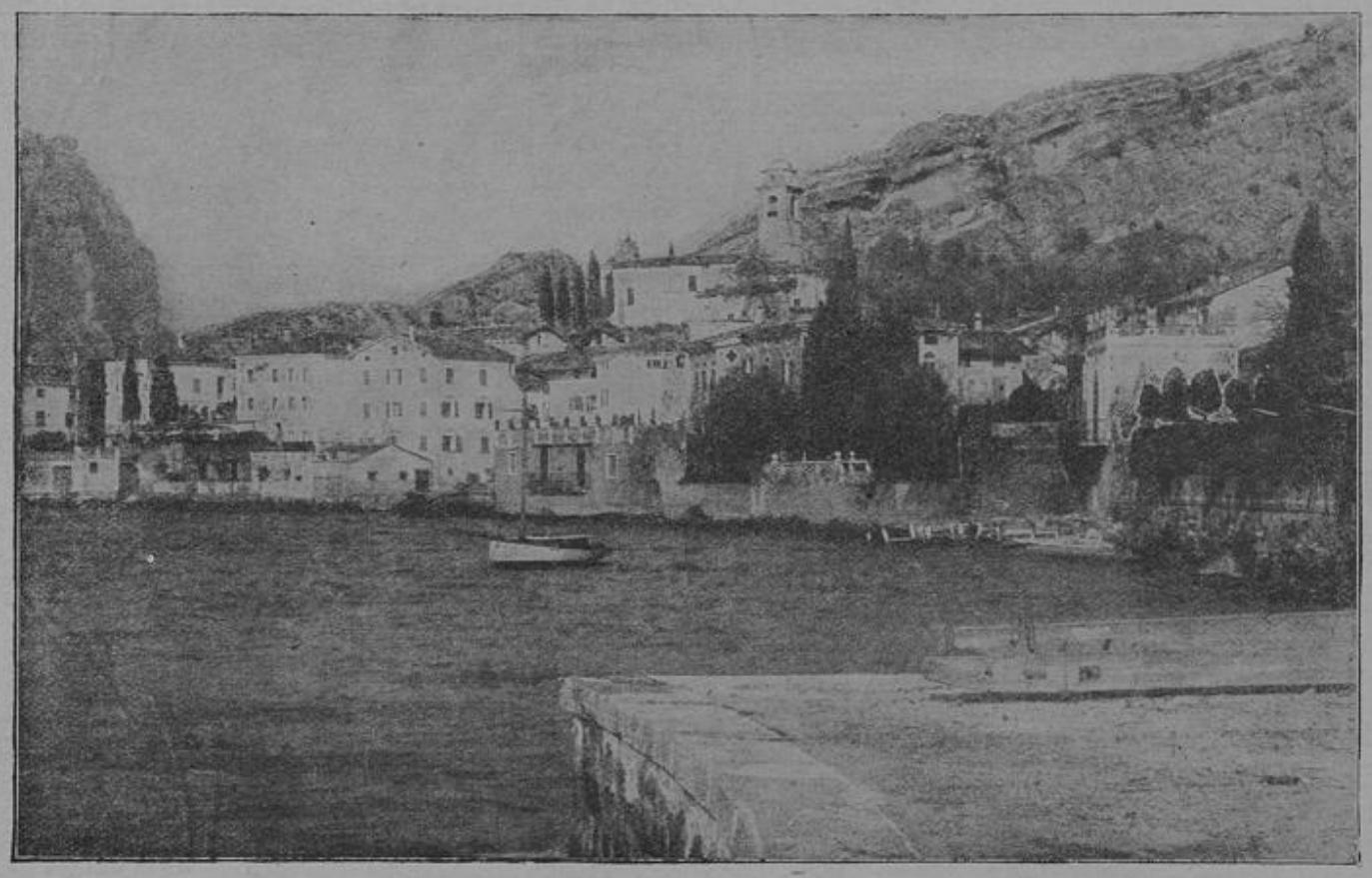
„Nun müssen wir aber erst noch recht viel schlafen, wenn wir den Frühling suchen wollen da draußen. Und schön ruhig liegen! Jetzt will ich einmal schauen, was unsere andern Pfleglinge machen. Nachher komme ich nochmal zu Ihnen herein. Wenn Sie etwas wünschen — hier ist der elektrische Knopf." Die Schnur hing neben seinem Bette. Er dankte. Der Arzt nickte ihm noch einmal freundlich zu und ging.

Herbert Ingenpohl schlief, ganz gehorsam. Ach, er war ja auch so müde — — —

Und heute hatten sie ihm das Eiserne Kreuz gebracht. —

Was würde nun werden? Sie hatten ihm gesagt, daß er wochenlang in schwerem Wundfieber gelegen. Kopfschüttelnd hatten die Aerzte an seinem Lager gestanden — hier war noch etwas anderes als der Wundbrand — hier brannte es tief im Herzen. Doch, sie hatten ihn durchgebracht und führten ihn der Genesung entgegen — der körperlichen. Ob denn das arme Herz nicht gesunden würde? — — —

Auf einmal war sie da — Anneliese Burckhardt. Als der Krieg ausbrach, da hatte sie gewußt — jetzt geht auch er! Sie kannte ihn. Ihr Herz hatte tausend Peinen gelitten, als das Erwachen gekommen war, und das Bewußtsein seines Wertes. Wie ein törichtes Kind hatte sie ihn in lachendem Uebermute zurückgestoßen. Sein ganzes, schaffensfrohes Ich hatte er ihr entgegengetragen; sein reinstes, edelstes Gefühl. Und sie hatte nur genommen und lächelnd seine arme Seele zerpflückt. Erst jetzt lastete die ganze herbe Schwere des Verlustes auf ihr; die ernste Zeit streifte das Schmetterlingsgewand von ihr ab und reifte sie tiefinnerlichst.



Torbole am Gardasee, die südlichste Stadt der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Nun war er fort — für immer? Sie hatte ihn nicht erreichen können, ehe er aus der Heimat ging. Ihm schreiben? — Wie matt, wie farblos stand auf dem Papier, was ihre Seele ihm zu sagen hatte! Und sie wußte ja nicht einmal seine Adresse! Er konnte ihr auch nicht vergeben — das nicht, den Frevel an seiner Seele! — Mit brennenden Augen starrte sie in den eisernen Weltkampf, jede Fiber des Herzens angespannt. — Gott, du schütze den Einen — gib ihn mir wieder — du mußt ihn mir wiedersenden, er darf nicht von mir gehen, so nicht! — O, dieses qualvolle Warten, dieses bange Hoffen und Harren! Sie suchte in den Verwundetenlisten — den großen Bänden mit den langen Spalten, in denen in dichten Reihen Tausende von Namen vor ihren Augen tanzten — sie fand ihn nicht. Gottlob, so lebt er! — Vor Wochen, da noch, ja — aber seither — gestern — heute! Jeder Tag brachte Tod! Und wieder der verzweifelte Aufschrei, Gott, schick ihn mir wieder! Gott ist gnädig, er muß ihn mir lassen! —

Sie hatte sich zum Krankendienst gemeldet — unermüdlich, die Tränen verhalten, mit zusammengepreßtem Herzen tat sie ihren schweren Liebesdienst an hunderten von Verwundeten. Viele kamen, viele gingen wieder in den heiligen Kampf — und sie, sie mußte zurückbleiben und harren — harren. Manch einer aber, den sie todwund aus der Schlacht trugen, schaute den erwachenden

Frühling nicht mehr. — — — Viel Leid war zu lindern, viel Trost zu spenden — oft meinte sie, zusammenbrechen zu müssen — ihr konnte niemand Trost geben.

Da langten eines Tages einige Zeilen einer Freundin an sie, die in einem kleinen, süddeutschen Städtchen als Pflegerin tätig war. Nicht viel schrieb sie; zu langen Briefen reichte die Zeit wohl kaum — nur daß Herbert Ingenpohl schwer verwundet in ihrem Lazarette sei. Ein Herbert Ingenpohl sei bei ihnen eingeliefert worden vor einigen Wochen, seine Person war ihr zur Gewißheit geworden, als er im Fieber unter tausend Sehnsuchtsschmerzen einen Namen rief. Zwischen den Zeilen die stumme Bitte: Komm, es muß doch gut werden! —

Sie war um Urlaub eingekommen; sie reiste gleich. Nun war sie da. — Ein ungläubiges Staunen in seinem Blick, als er sie sah so im Rahmen der Tür — so hilflos ihr bleiches, süßes Gesicht; in den großen, blauen Augen eine bange Frage. „Anneliese!" Ein Jubelschrei, ein Jauchzen aus tiefster Brust. „Herbert!" — Er hielt ihren Kopf in seinen Händen, küßte ihre tränennassen Wangen, ihre Augen, ihre zitternden, roten Lippen. — Sie hatten einander nichts mehr in Worten zu sagen. Alle Schatten, all die Qual, die zwischen ihnen war, war ausgelöscht und nur ihre Liebe war leuchtend in ihnen. —

Ob er ans Leben glaubte? — Ja, — tausendmal ja! Und jetzt wußte er, er würde zurückkommen, er wollte wiederkehren zu einem Leben voll Schönheit, sein Platz war auf der Sonnenseite.

Die Schuld.

Skizze v. M. Stephany.
(Nachdr. verb.)

Mit geschlossenen Augen lag er da. Seit Tagen. Und sie saß an seinem Lager und wartete und wartete auf das Ereignis, das der Oberstabsarzt schon seit Monaten angesagt — — den Tod. Ganz gebrochen hockte sie in ihrem Sessel, gramgebeugt und gealtert vor der Zeit. Stunden saß sie nun schon so. Die Dienstboten gingen ihrem Sonntagsvergnügen nach und die Pflegerin mußte sich auf einem Spaziergang erholen. Es war ja auch immer dasselbe mit dem Kranken, der durch seine Verwundung vollständig gelähmt. Wie lange würde es noch dauern?

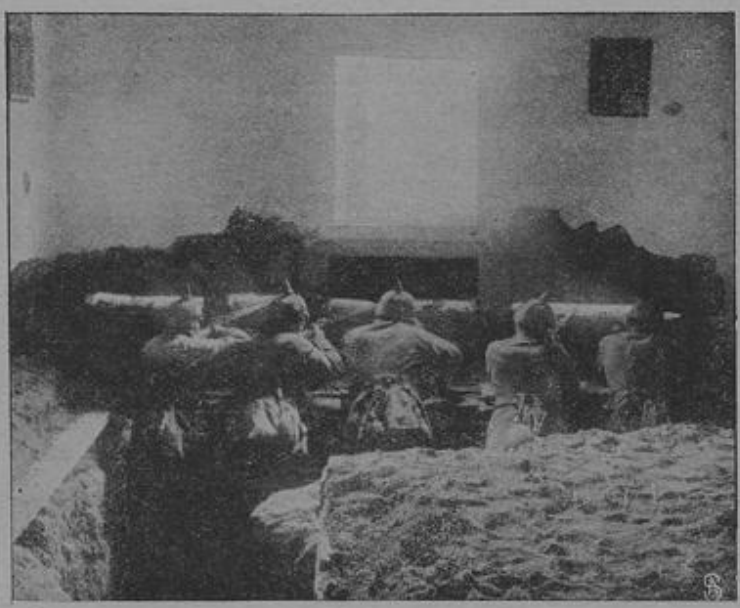
Draußen tobte der Sturm und fuhr wild, raufluſtig durch die Bäume des Parkes, zerrte höhnisch Zweige und Aeste herunter. Pfeifend und singend jagte der rohe Geselle durch das alte massive Haus. Sie hörte das alles nicht. Die Uhr vom nahen Kirchturm schlug bedächtig fünf Mal. Sie achtete der Schläge nicht mehr. Dumpf hinbrütend saß sie für alles außer dem Krankenzimmer interesselos. Was tat eine Stunde mehr — eine weniger in ihrem Leben, das dieser Kranke mit Schimpf und Schande bedeckt und zur Hölle umgewandelt?

Da — ein Krachen, wie wenn etwas bersten. Die Frau mit dem vorgebleichten Haar sieht müde auf. Das eigentümliche Geräusch kam vom Bette her, das sich im fahlen Lichte des Winterspätnachmittags grell abhebt von den dunklen Möbeln des Zimmers. Langsam erhebt sich die Einsame. Vielleicht verlangt der Kranke irgend eine Handreichung. Das Gesicht in den Kissen erscheint eigentümlich fahl. Sie beugt sich über den Liegenden. Nun doch von Schreck durchzuckt. Der Atem stockt. Aber so ist es ja schon oft gewesen in den letzten Tagen. Sie reißt die Decke fort, öffnet mit zitternder Hand die Bettkleidung. Da klirrt etwas leise. Das Eiserne Kreuz, das man dem Krieger selbst im Bett belassen mußte, stieß mit den brillantgeschmückten Ringen ihrer Hand zusammen. Horchend hält sie das Ohr über das Herz. Kein Schlag! Sekundenlang. Bange Minuten! Eine qualvolle Ewigkeit! Kein Schlag. Das Herz steht still. Die eine nicht verbundene Hand eisig kalt. Augen und Mund tief eingesunken — — — ein Toter! Also still ist er hinübergegangen in die große Ewigkeit.

Die Gewißheit durchfährt sie. Furchtbar klar wird ihr: Er ist tot! Dein Sohn ist tot. Nun hat aller Gram und Aerger ein Ende. Du bist erlöst. Freue dich doch! Du hast es dir doch so oft gewünscht.

Sie wollte läuten. Aber wie gelähmt sank ihr Arm herunter. Es war ja kein Mensch im Hause, der ihr hätte helfen können. Sie sank wieder in ihren Stuhl und (nun blieb das erlösende Gefühl aus) dachte: Nun noch ein paar schreckliche Tage! Der Tod hat ihn ausgestreckt und noch einmal wird er ein Held sein — ein Held für ein paar Tage in seinem Heimatstädtchen. Beileidsbesuche! Briefe! Ein pomphaftes, militärisches und blumenreiches Begräbnis, offenes Bedauern, verstecktes Achselzucken. Dann noch eine Weile — und alles ist still wie vor dem Kriege lange Jahre.

Im Zimmer herrscht Zwielicht. An der Decke, in den Ecken irren dunkle Schatten. Sie gleichen Gespenstern. Betäubend legt sich die dicke Luft, vermischt mit dem betäubenden Duft der Rosen auf dem Nachttischchen neben dem Lager um die Schläfen der Einsamen, deren Gedanken langsam weit, weit abwandern aus der Gegenwart. Längst entschwundene Zeiten und Bilder erstehen vor ihrem Geiste. Wie Lichtgestalten ziehen sie narrend und äffend vorbei. Frau Barth sieht ihre Jugend, ihre Eltern, von denen sie alles ertrotzte. Als junges, schönes, reiches Mädchen heiratete sie nach kurzer Brautzeit den Fabrikanten Barth, einen ebenso lebenslustigen wie tüchtigen Menschen. Die ersten Jahre waren ein überschäumender Rausch. Sie gaben Feste und machten die Feste der anderen mit. Köstlich amüsierten sie sich. Elisabeth mochte nicht von ernsten Dingen reden oder doch nur dann, wenn es sich um die Verherrlichung ihrer eigenen Person handelte. Kinder kamen in den ersten Jahren der Ehe nicht. Erst im zehnten Jahre ihrer Ehe erblickte ein Sohn das Licht der Welt. Man mußte ja doch schließlich einen Erben und eine Freude im Alter haben. Auf Händen hatte ihr Mann sie getragen und alle ihre Klagen geduldig angehört. All die Liebe des Mannes, der sich in Wirklichkeit lange nach dem Kinde gesehnt, nahm sie als selbstverständlich hin. Alle die kleinen und großen Aufmerksamkeiten von seiner Seite waren eben nicht zu vergleichen mit dem Opfer, das sie ihm brachte.



Deutscher Schützengraben in einer Bauernstube.

Als dann das Kind geboren war, lebten sich die Gatten immer weiter auseinander. Der kleine Kurt wurde seinem Vater Lebensinhalt, der Mutter auch, aber nur dann, wenn ihn Freunde und Bekannte als hübsches Kind bewunderten und er die Mutter in ihren Vergnügen nicht störte. Das Schreien des Kindes machte seine Mutter nervös. Sie zankte mit der Wärterin, die doch nur lediglich die Schuld trug. Lange blieben die Bediensteten des Kleinen nie. Und hielt doch mal eine Geduldige einen Monat aus, so war es bestimmt, daß sie ihm jedesmal beim Schreien weitestgehende Konzessionen gemacht, die der Bengel ausnutzte. Von den guten und bösen Eigenschaften, die doch im kleinsten Kinde schlummern, wurden letztere am besten geweckt und genährt. Der Vater sah den Kleinen meist nur abends und kurz. So kam es, daß Kurt, noch ehe er zur Schule ging, das ganze Haus regierte. Um den guten Ton zu wahren, hielt man dem Kinde in den ersten schulpflichtigen Jahren eine Hauslehrerin. Das war nicht nach des Vaters Sinn, aber er gab dem Drängen seiner Frau nach, um Szenen zu vermeiden. Die Lehrerinnen wechselten wie die Dienstboten ehemals und man entschloß sich endlich für die Schule. In der Schule wurde das verwöhnte, eigenwillige Kind eine Last für Lehrer und Schüler. Nicht gewöhnt mit anderen Kindern zu spielen, nachzugeben oder zu teilen, zeigte sich Kurt Barth eigenwillig, rechthaberisch und launisch. Zum Lernen zeigte er schon gar keine Lust und wozu auch? Die Fabriken seines Vaters fielen doch später an ihn. Soviel wußte er schon. Mit jeden Ferien flog ein schlechtes Zeugnis ins Elternhaus. Ein paar Scheltworte des Vaters, ein nervöses Achselzucken der Mutter! Was kümmerte das den Jungen? Und überhaupt waren doch die Lehrer schuld an dem schlechten Wisch. Die konnten eben den „armen Kerl" nicht ausstehen, meinte der Vater hinterher.

In den Jahren, in denen der Junge den Vater am nötigsten gebraucht, starb dieser plötzlich. Elisabeth Barth flüchtete ein volles Jahr aus der großen Welt in die Einsamkeit, um den Verlust würdig zu tragen. Über ihren Sohn verlor sie alle Macht. Sie gestattete ihm Freiheiten, wie sie sonst Kindern niemals gewährt werden. Ihre zarte Gesundheit verlangte, den Winter und Sommer in großen Bädern zu verbringen und der Sohn zog mit. Der internationale Verkehr, das Leben und Treiben in den Badeorten bildete ein früh-reifes, blasiertes Bürschchen heran. Die Schule besuchte er nicht mehr. Er hatte es doch sogar zum „Einjährigen" gebracht, wenn auch mit vielen Geldopfern. Ein Jahr diente Kurt Barth bei einem schneidigen Regiment. Dann trat

er in die Fabriken ein, d. h. er übernahm dem Namen nach die Stelle des Fabrikherrn. In Wirklichkeit behielten alle Beamten ihre Verantwortung. Dem Sohne war diese Verfügung der Mutter nicht recht, aber er mußte sich fügen. Nach wie vor berieten alle mit der Mutter. Der Sohn amüsierte sich, verpraßte sein Geld. Nach ein paar Jahren verlangte er seines Vaters Erbteil. Ohne Erfolg! Nun machte er Schulden über Schulden. Mehr und mehr verlotterte der junge Mann. Ohne sittlichen — ohne religiösen Halt. Religion waren im Barth'schen Hause nie gepflegt worden. Sie zählten zu den Menschen, die sich deshalb ungläubig nennen, weil die Ausübung der Religion ihnen lästig — ja unbequem ist. — Nach einiger Zeit wurde in der nahen Großstadt ein Komplott entdeckt, das sich längere Zeit mit Dingen beschäftigte, die das Tageslicht scheuten. Kurt war einer von jenen, die am ärgsten belastet und die Mutter half ihm in der Verzweiflung über die Grenze. O die Tage und Nächte! Die Wochen und Monate, die dann folgten!

Elisabeth Barth verließ ihr Haus auf lange Zeit. Sollte sie den Leuten von den Uebergriffen des Sohnes in die eigne Kasse erzählen? Sollte sie der Welt verkünden, daß ja die weiblichen Dienstboten des Hauses nicht sicher vor dem hübschen, liebenswürdigen, gebelustigen Sohn waren. Die eine von diesen Mädchen wollte er sogar an den Traualtar führen. Das hatte einen schrecklichen Kampf zwischen Mutter und Sohn gegeben. Dann hatten die Außenstehenden lange Jahre nichts von Kurt Barth gehört. Nur die einsame Frau in ihrem Steinpalaste erhielt ab und zu Briefe. Die ersten las sie. Aber dann kam eines Tages einer, in welchem der Sohn ihr seine Heirat mit dem früheren Dienstmädchen mitteilte. Im Auslande lebten sie und ernährten sich kümmerlich. Kurt rühmte die wirklich guten Eigenschaften seines geliebten Weibes. Ja — auch Frau Barth kannte das tüchtige und pflichttreue Mädchen — aber als Schwiegertochter hieß man eine solche Person doch nicht willkommen. Was wohl die hohe Bekanntschaft dazu gesagt hätte? Ein solch raffiniertes Weib!

Alle Briefe der kommenden Jahre wanderten in ein Geheimfach und wurden weder geöffnet noch beantwortet. So ging das Leben äußerlich seinen Gang. Auch die Briefe blieben aus. Dafür lief eines Morgens das Gerücht durch die Gassen und Straßen des Ortes: In dieser Nacht ist im Schlößchen gestohlen worden und viel ist dem Räuber in die Hand gefallen. Ob es sich wirklich so verhielt? Die Leute haben niemals die Wahrheit erfahren.

Dann war der grause Krieg über das Land hereingebrochen. Erleichtert hatte die vergrämte, alte Frau aufgeatmet. Die Verwundeten häuften sich bald im Städtchen. Und eines Tages geschah etwas Entsetzliches: Der alte Hausarzt der Familie und Freund der Frau Barth war mit tiefernstem Gesichte gekommen und hatte ihr mitgeteilt, daß ihr Sohn sich bei Lüttich besonders tüchtig gezeigt, mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet worden sei, aber leider eine Verwundung erhalten, die ihn für unabsehbare Zeit ans Krankenbett fessele. „Sie werden dem Helden verzeihen, gnädige Frau und ihn ins Haus nehmen. Er bedarf einer äußerst peinlichen Pflege. Ich habe mit ihm selbst noch nicht sprechen können, da das Fieber ihn mächtig gepackt und durch den Körper rast. Nicht jede Mutter kann jetzt ihrem Sohne den letzten Liebesdienst erweisen. Sehen Sie es als besondere Fügung an." Damit war der alte Grobian gegangen, ohne sich weiter um die gänzlich gebrochene Freundin, noch um deren Antwort zu kümmern.

So fand Kurt Barth Aufnahme im Hause der Mutter, um die er so lange vergeblich gefleht.

In den ersten Wochen raste das Fieber durch seine kräftigen Glieder. Wie es über den Körper triumphierte, ihn hoch schnellte, daß die Pfleger ihre liebe Not hatten. Noch im Fieber wehrte er sich seiner Feinde. Dann kamen Minuten, in denen der Verwundete lachte — lachte — lachte. Gellend hallten die Töne wieder. Sobald sich die Mutter dem Lager näherte, wurde er unruhiger denn je. Einmal hatte sie versucht, ihre Hand auf seine Stirne zu legen. Da war der Sohn hochgefahren. Mit irren Blick suchte er im Zimmer und schrie: Fort mit dir. Du bist an allem Schuld! Dann war der Körper kraftlos in sich zusammengefallen und einer der Wärter trug die ohnmächtige Frau aus dem Zimmer.

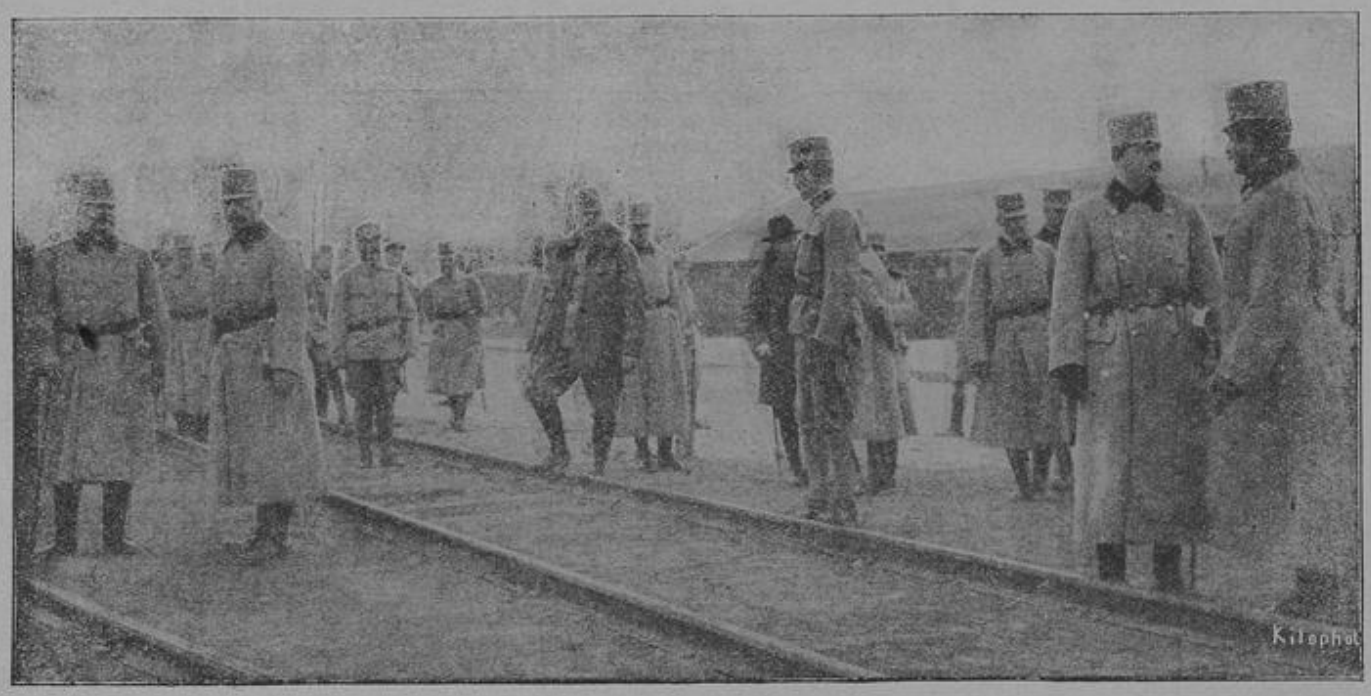
Seit diesem entsetzlichen Tage besserte sich des Kranken Befinden merklich. Das hohe Fieber wich allmählich und stellte sich dann nur noch abends ein. Kurt Barths Geist verirrte sich nur noch zuweilen in weite unbekannte Fernen. Dann kam ein Name über seine Lippen: Margrete! Leise, wie ein Hauch — liebkosend — flehend. Und er hielt Zwiesprache mit einem Wesen, das er über alles andere zu lieben schien. Die stahlharte Frau hörte es und hörte es nicht.

Die Zeit ging hin. Kurt Barth wandelte langsam, für die Umstehenden fast unsichtbar auf der dornenvollen Straße, die sicher in das große heilige Land führt, von dem kein Zurückkommen möglich.

Die Wärter wurden einberufen. An ihre Stelle trat eine junge, große, ernste Pflegerin mit blauer Brille. Der alte Hausarzt hatte sie besorgt. Mit äußerster Gewissenhaftigkeit waltete sie ihres Amtes und merkwürdig: Der Kranke wurde ruhig — gefaßter und söhnte sich auch mit seinem Herrgott aus. Ein seltsam Leuchten trat jedesmal in seine dunklen Augen, irrte über die schmerzverzerrten Züge, wenn Schwester Maria ins Zimmer trat.

Die Mutter hatte es wohl bemerkt und der Schwester im Anfang gegrollt. Aber dann hatte das stille, bescheidene Wesen, das auch sorgend um die alte Frau ging, deren Herz gewonnen. Tag und Nacht wich die Fremde kaum vom Lager, bis der Arzt ein Machtwort sprach und sie täglich einen Gang ins Freie machen mußte.

Immer weiter schritt die Lähmung. Und in den letzten Wochen hatte der Kranke nicht mehr sprechen, nur noch stammeln können. Seit Tagen lag er mit geschlossenen Augen. Und nun war es der einsam Träumenden, als ob diese Augen tieftraurig auf sie gerichtet seien. In diese dunklen Augen sprang eine Bitte so verzehrend heiß: Mutter — vergiß den ungeratenen Sohn, denke nur an



Die Erzherzöge Friedrich Ernst (1) und Karl Franz Joseph (2) an der Front.

den Helden Kurt, der für Ehre und Vaterland stritt und der dir jetzt sein Heiligstes auf Erden empfiehlt, sein Weib und Kind — — — — —. Sie lächelte — ein seliges Lächeln. Der Sohn, dessen Seele sie nie gesucht, kam wieder in ihren alten Tagen. O, wie wollte sie gutmachen! Sie breitete die Arme aus, ihn an ihr Herz zu drücken da — riß der Sturm das Fenster auf. Frau Barth fährt erschrocken auf. Sie hat ins Wesenlose getappt. Ja — sie hat geträumt oder — — — —? Nein — nein! Das Licht der elektrischen Bogenlampe scheint grell herein. Dort — — — dort liegt ihr Sohn still und starr und ist gestorben.

Nun geht sie ohne Furcht, ohne Grauen zu seinem Lager. Sie schlägt die Hände vor's Gesicht und weint heiße, erlösende Tränen. Ich — ich trage die Schuld an deinem verfehlten Leben, Kurt. In meine Hand war's gelegt, dein Glück — dein Unglück. Diese Stunde hat es mir gezeigt!"

— —

Die Türe öffnet sich behutsam. Schwester Maria steht eine Weile wie angewurzelt. Sie dreht das Licht an. Bleich, verstört schaut sie auf die Gruppe. Mit wankenden Schritten stürzt sie vor und mit dem lähmenden Schrei: „Mein Kurt! sinkt sie an der Leiche nieder.

Die Mutter schaut auf. Die Pflegerin? Ein langsames Begreifen. Ja — daß sie nicht auf den Gedanken kam. Aber kein Trotz, kein Stolz, kein Neid wühlt in ihrem Innern. Nur der eine große Gedanke hat Raum: Du kannst sühnen.

Waffen zeigen können. Das ganze Dorf (Stanga) versammelt sich auf der Steppe und bildet dort einen großen Kreis, in welchen sodann die Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, bewaffnet unter Absingen von Nationalliedern auf ihren unscheinbaren struppigen, aber unglaublich leistungsfähigen, schnellen und intelligenten Rößchen einreiten, so den festlichen Aufzug bildend. Nach einigen Runden ertönt plötzlich ein gellender Schrei und einer der Reiter jagt in vollster Karriere im Kreise herum und dann durch eine Lücke der Zuschauer in die weite Steppe hinaus, von den Uebrigen unter furchtbarem Lärm und blinden Gewehrschüssen verfolgt. Dieser jedoch, nun im Sattel stehend, rast davon, wirft das Gewehr in die Luft, fängt es sicher wieder auf und ruft seinen Verfolgern höhnische Worte zu. Plötzlich jedoch wankt er im Sattel und stürzt wie getroffen vom Pferde, kaum hat er jedoch den Boden berührt, so ist er auch wieder im Sattel und feuert seine Pistolen, an der Seite des dahinrasenden Pferdes hängend, unter dem Hals desselben hindurch auf seine Verfolger ab. Endlich gelingt es diesen doch, ihn zu umzingeln, aber er ergibt sich nicht, denn plötzlich, mitten im tollsten Jagen liegt er samt seinem Pferdchen auf dem Boden, durch dieses gedeckt auf seine Verfolger sein Gewehr abfeuernd. Schließlich wird es aber von diesen doch mittels der nie fehlenden Wurfschlinge überwunden und weggeführt, während sein Pferdchen regungslos liegen bleibt. Plötzlich ertönt ein schriller Pfiff, das „tote" Rößlein springt auf und kommt herangaloppiert. Mit einem Sprung ist sein Herr wieder im Sattel und sprengt mit den anderen lachend und jubelnd in den Kreis zurück.

Gewehrreinigen nach abgeschlagenem Angriff im vordersten Schützengraben (Westgalizien).

Die Kosaken.

Von A. Messikommer.

(Nachdruck verboten.)

Ueber das Wesen und die Herkunft der Kosaken herrscht noch vielfach große Unklarheit. Die Kosaken sind Bauern der endlosen Steppen von Don bis zum Amur, die von der Regierung mit je 15 Hektar Land pro Familie ausgestattet werden und dafür verpflichtet sind mit eigener Uniform und Pferd vom achtzehnten Jahre an zwanzig Jahre Militärdienste zu tun. Abgesehen von den Kubankosaken sind sie geborene Reiter und schon von Jugend auf im Sattel. Der echte und rechte Kosak ist ein geschworener Feind jeder geregelten Arbeit, der nichts weiter kennt, als die Steppenjagd hoch zu Roß und seine Reiterspiele. Die übrige Zeit, die er nicht im Sattel zubringt, lungert er müßig herum, seine Pfeife rauchend. Die ganze Arbeit bürdet er seiner Frau und den sonst vorhandenen weiblichen Familienmitgliedern auf, und nur im Falle der Not, die aber bei dessen sprichwörtlicher Genügsamkeit schon einen hohen Grad erreicht haben muß, läßt er sich zur Mithilfe bei der Feldarbeit herbei. Ist diese aber dann glücklich erledigt, so gibt es zur Entschädigung ein großes Fest mit Dschigitowka, viel Wodka und anschließender landesüblicher grandioser Keilerei.

Diese Dschigitowka ist nämlich das bei keiner Festlichkeit — und zu einer solchen findet der Kosak stets eine Veranlassung — fehlende waghalsige und wilde Reiterspiel, bei dem namentlich die Jugend ihre ans Fabelhafte grenzende Gewandtheit in der Beherrschung und Dressur ihrer Pferde sowie im Gebrauch der

Der Dorfälteste, Atoman, legt nun fünf Rubelstücke auf die Erde. Jeder einzelne Dschigite sprengt heran, um die Geldstücke in voller Karriere an der Seite seines nimmermüden Pferdchens hängend, aufzuheben. Den meisten gelingt es. Diesen werden dann die Rubelstücke nochmals aufeinandergeschichtet hingelegt, die nun mit einer Pistolenkugel so getroffen werden müssen, daß sie klirrend aufspringen. Derjenige, dem dies gelingt, darf die fünf Rubel behalten und dafür seinem schwarzhaarigen Liebchen Schmuck, oder aber auch für sich — Wodka kaufen, denn die Kosaken sind leidenschaftliche Liebhaber dieses Feuerwassers.

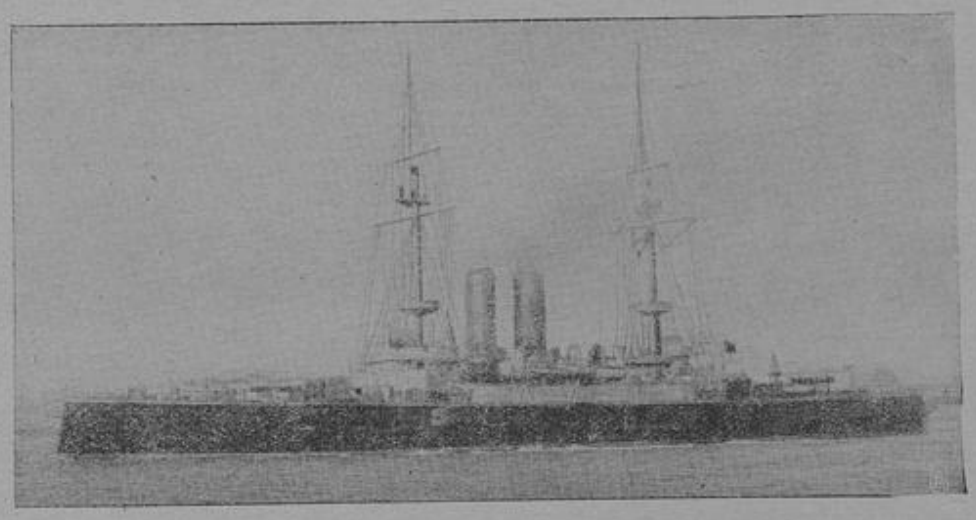
Doch weiter gehen die Reiterspiele, gegen die unsere besten Zirkusnummern reine Kinderspiele sind. Da rast einer auf dem Sattel kopfstehend und sein Gewehr abschießend herum, ein weiterer springt in voller Ausrüstung über ein oder zwei, ja oft sogar drei nebeneinandergaloppierende Pferde. Prachtvoll ist auch das Pyramidenreiten, bei welchem die Reiter auf je zwei Pferden stehend zwei- und auch dreireihige Pyramiden bauen und dann in dieser Stellung in voller Karriere im Kreise herumsprengen, bis auf einen Pfiff plötzlich alles übereinanderpurzelt. Ein nicht minder hübsches und schwieriges Stückchen ist es auch, wenn einer auf dem Sattel stehend auf einem Holzteller ein volles Glas des geliebten Wodka im tollsten Galopp balanziert, das er dann schließlich auf das Wohl des „freien Kosakenheeres" leert.

Es ist erklärlich, daß es bei solchen Aufführungen meist nicht ohne Verletzungen abgeht, aber auf ein paar Knochenbrüche und derlei „Kleinigkeiten" kommt es den zähen Naturburschen nicht an. Wie bei allen Festlichkeiten der Kosaken, so folgt auch einer Dschigitowka ein solennes Wodkagelage, das dann stets mit einer großen Keilerei endigt.

Die fabelhafte Geschicklichkeit, welche die Kosaken zu Pferde an den Tag legen, ist darauf zurückzuführen, daß die Kosakenjungen sozusagen eher reiten als laufen lernen; sieht man doch schon Knirpse von kaum vier Jahren wie angewachsen auf ihren Pferdchen sich tummeln und alle ihre Kinderspiele sich nur um die Dschigitowka drehen. Sind die Jungen größer, so beteiligen sie sich an der Jagd. Das Wild wird zu Pferde gejagt und, wie z. B. Hasen, Trappen und ähnliches Getier (ja sogar Schlangen), mit der Wurfschlinge in vollem Galopp gefangen. Der Wolf wird ebenfalls zu Pferde gehetzt und mit der Nagaika, der berüchtigten Kosakenpeitsche totgeschlagen. Ueberhaupt, was nur irgendwie möglich, besorgt der Kosake zu Pferd.

Trotz dieser Gewandtheit der sozusagen mit ihren Pferden verwachsenen Naturmenschen, die im Frieden an 60 000, im Kriege aber wohl rund 200 000 Mann stellen dürften, ist ihr kriegerischer Wert, namentlich für die Feldschlacht, nicht sonderlich hoch zu veranschlagen, zumal bei den jetzigen Feuerwaffen die Rolle der Kavallerie fast nur auf den Aufklärungsdienst beschränkt bleibt. Hierzu gehört aber eine spezielle technische Ausbildung, die den Kosaken vollständig mangelt. Dazu kommt noch, daß ihr Pferd ihr persönliches Eigentum ist und oft auch ihr ganzes erspartes Vermögen darstellt, weshalb ihre Hauptsorge natürlicherweise auch diesem gilt und man es dem Steppensohne nicht verübeln kann, wenn er die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit hält und sein Pferd möglichst zu schonen und in Sicherheit zu bringen sucht. Für ein im Kriege gefallenes Pferd erhält er zwar während demselben Ersatz, jedoch nach Beendigung desselben wird dieser ihm wieder abgenommen.

Trotz ihrer Freiheitslieder sind der Kosak ihrem Vorgesetzten in geradezu hündischer Treue ergeben und daher zur Ausführung eines jeden Befehles zu gebrauchen. Deshalb werden sie auch mit Vorliebe zu Polizeidiensten verwendet, in welchen sie dann die unrühmliche Aufgabe, bei Judenverfolgungen, Studentendemonstrationen und ähnlichen „Volksaufständen" durch die Straßen zu sprengen und wehrlose Leute mit den berüchtigten Nagaiken niederzuhauen, gern und nur zu gründlich besorgen. Eigentlich grausam ist er indes nicht, er ist eher gutmütig, d. h. im nüchternen Zustande, und nur der Schnapsgenuß, dem er eben leidenschaftlich fröhnt, weckt seine rohen Instinkte. Im übrigen liebt er es, da seine Begriffe über „Mein und Dein" sehr im Argen liegen, seinen ärmlichen Verhältnissen bei sich bietender Gelegenheit durch Plundern etwas aufzuhelfen, eine Eigenschaft, die bei Berücksichtigung des Namens Kosak oder eigentlich Kasok, was: freier Mann, gleichbedeutend mit Räuber heißt, nicht weiter verwunderlich ist und die er mit der Mehrzahl seiner Kameraden in „Väterchens" Heer teilt.



Das englische Schlachtschiff „Goliath", das vor den Dardanellen vernichtet wurde.

Reiterlied.

(Nachdruck verboten.)

Schon fängt es an zu tagen,
Die Sonne wachet auf.
Nun heißt es drauf geschlagen,
Nichts hemm' der Pferde Lauf.

Ich will mich nimmer sorgen,
Nur wacker — Hieb um Hieb!
Ob heute oder morgen . . .
Lebwohl, lebwohl mein Lieb'!

Es wehen stolz die Fahnen
Durch Morgenluft und -glanz . . .
Es reiten die Ulanen
Frisch auf zum wilden Tanz.

Benedikt Kippes.

Der Kassenbote.

Kriminalerzählung von W. Kabel.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Kriminalkommissar Behrend, der den Fall Hartung bearbeitete, war sehr überrascht, als sich Direktor Grunwald bei ihm telephonisch mit dem Bemerken anmeldete, es handele sich anscheinend um wichtige neue Angaben, die vielleicht der Untersuchung gegen den vor drei Tagen verhafteten Kassenboten Ernst Hartung eine ganz andere Wendung geben könnten.

Zu der verabredeten Stunde fand sich der Direktor dann auf dem Zimmer des Kommissars im Polizeipräsidium ein.

„Ich bin wirklich gespannt, welche neue Spur Sie entdeckt haben. Darum dürfte es sich ja wohl handeln," sagte der Beamte höflich, nachdem er dem Besucher einen Stuhl angeboten hatte.

„Vorher noch eine Bitte, Herr Kommissar! Ich bin über die Verdachtsmomente, die zu Hartungs Verhaftung geführt haben, wenig informiert. Vielleicht erzählen Sie mir alles Wissenswerte. Ich glaube meine späteren, für Sie vielleicht ganz interessanten Mitteilungen dann wesentlich übersichtlicher gestalten zu können. Selbstverständlich sichere ich Ihnen strengste Diskretion zu."

„Gern, Herr Direktor! Dienstlich verpflichtet mich jetzt nichts mehr zum Schweigen. — Hartung kam am letzten Tage des vorigen Monats morgens wie immer in das Hauptgeschäft der Molkereihandlung Warnach, hob zunächst von einer Bank Geld ab und erhielt dann von dem Kassierer der Firma 23 500 Mark ausgehändigt. Er verschloß die genannte Summe in seine Ledertasche, hängte diese um und wollte nun die einzelnen Filialen besuchen. Diesen Rundgang trat er wenige Minuten vor 11 Uhr an. Er trug dabei über seinen Anzug einen langen dunklen Lodenumhang, den er morgens mitgebracht hatte, weil es schon recht empfindlich kühl war und der Himmel mit Regen drohte. Wenigstens hat er diese Gründe für die Benutzung der Wetterpelerine, die er sich erst kürzlich angeschafft und bis dahin noch nicht gebraucht hatte, angegeben. Gewiß — die Witterung war ja kalt und regnerisch. Trotzdem nehmen wir aber an, daß er aus einer anderen Veranlassung gerade an dem Tage den Umhang mit sich führte. Hartung hat nun, wie er behauptete, zunächst in dem wenige Häuser von dem Hauptgeschäft Warnach entfernten Automatenrestaurant sein Frühstück verzehrt und dazu ein Glas Bier getrunken. Gesehen hat ihn jedoch in der fraglichen Zeit dort niemand. Die Angestellten des Lokals sind zur Sache vernommen worden. Allerdings war der Automat gerade an jenem Vormittag sehr stark besucht, weil auf dem nahen Kasernenhof des Eisenbahn-Regiments eine Kontrollversammlung abgehalten wurde. Möglich wäre es also immerhin, daß auch diese seine Angaben stimmen. Aber auch nur möglich! Dann ging er, um sich den Weg nach der Winterfeldstraße abzukürzen, über den langgestreckten Hof des Engelkeschen Speditionsgeschäftes, von dem aus man durch den Hintereingang des Hauses Winterfeldstraße 27 diese Straße ohne Umweg erreichen kann. Als er den Hof passierte, bemerkten ihn einige Arbeiter, die dort gerade einen Möbelwagen reinigten. Sie riefen ihm, da er diesen Durchgang bisweilen benutzte, noch einen Gruß zu, und von ihnen erfuhren wir auch den ziemlich genauen Zeitpunkt, wann dies geschah, — etwa zehn Minuten nach 11 Uhr. Die Leute sind auch danach befragt worden, ob sie bemerkt hätten, daß er eine Ledertasche umgehängt trug. Die Antwort lautete übereinstimmend dahin, er habe eine weite lange Pelerine umgehabt, und daher könnten sie nicht sagen, ob sich darunter die Ledertasche befand. Hartung gelangte nun über den Hof in den Flur des Hauses Winterfeldstraße 27, einer alten, bereits etwas baufälligen Mietskaserne, deren Flur winklig und selbst am Tage dunkel ist. Dort will er dann von rückwärts einen wuchtigen Schlag erhalten haben, der ihn für Minuten halb betäubte. Auch dieser Behauptung schenkt die Untersuchungsbehörde keinen Glauben. Denn die am Hinterkopf des Boten vorgefundene Wunde stellt eine etwa 7 cm lange, ziemlich oberflächliche Spaltung der Schädelhaut vor, die von oben nach unten verläuft und nach dem Urteil des Gerichtsarztes weit eher dadurch entstanden sein kann, daß Hartung mit dem Kopf absichtlich gegen eine [illegible] stieß, zum Beispiel

gegen die der Kellertür, welche sich dicht bei der Stelle befindet, von der der Angriff erfolgt sein soll.

Alles weitere dürfte Ihnen wohl bekannt sein, Herr Direktor. Der erste Argwohn gegen Hartung tauchte auf, als durch die Nachforschungen meiner Beamten erwiesen war, daß um die betreffende Zeit ein Fremder weder das Gebäude Winterfeldstraße 27 durch den Vordereingang verlassen, noch den Hof der Speditionsfirma passiert hatte und daß ferner von den Hausbewohnern ebensowenig jemand als Täter in Betracht kommen konnte. Hinzutraten dann noch die von mir bereits kurz angedeuteten anderen Verdachtsgründe, — der Kauf der Pelerine und ihre erstmalige Benutzung an jenem Tage, ferner der angebliche Besuch des Automatenrestaurants und schließlich die merkwürdige Beschaffenheit der Verwundung. Aus dieser Kette von Indizienbeweisen glaubten wir uns nun die tatsächlichen Vorgänge folgendermaßen rekonstruieren zu können. Hartung hat nach einem lange vorher überlegten Plan gehandelt. Er wußte, daß er stets am Letzten jedes Monats größere Summen in die Hände bekam. An dem betreffenden Tage verbarg er dann, sofort nachdem er das Hauptgeschäft verlassen hatte, die Ledertasche mit dem Gelde in einem schon früher vorbereiteten Versteck. Um für die Zeitdifferenz zwischen seinem Fortgang aus dem Kontor der Firma und seinem Auftauchen auf dem Engelkeschen Hofe, wo er leicht einigen ihm bekannten Arbeitern begegnen konnte, eine Erklärung abgeben zu können, behauptete er später, er sei in dem Automatenrestaurant gewesen. Als ihn die Leute des Speditionsgeschäftes begrüßten, hatte er die Tasche garnicht mehr bei sich, was unter dem weiten Umhang jedoch nicht bemerkt werden konnte. In dem Flur des Hauses angelangt, brachte er sich dann die Wunde bei, wartete hierauf noch eine Weile und begann nun um Hilfe zu rufen. — Sie werden zugeben müssen, Herr Direktor, daß die größte Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit all dieser Vermutungen spricht, die zu gut ineinandergreifen, als daß es sich hier um lauter Trugschlüsse handeln könnte. Hartung hat nur mit einem Umstande in seinem raffiniert ausgeklügelten Plane nicht gerechnet. Er wußte nicht, daß gerade an jenem Vormittag Steinsetzer den Bürgersteig vor dem Hause Nr. 27 ausbesserten und daher unbedingt sehen mußten, wenn jemand das Gebäude durch den Vordereingang um die fragliche Zeit verlassen hätte. Dies war nicht der Fall, und so mußte der Täter entweder unter den Bewohnern des Hauses gesucht werden, oder aber — Hartung hatte den ganzen Ueberfall nur erdichtet. Und diese letzte Annahme kann auch dadurch nicht entkräftigt werden, daß er sich bisher stets tadellos geführt hat, nie mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen ist und ihm auch sein Chef das beste Zeugnis ausstellt, — falls nicht gerade Sie, Herr Direktor, in der Lage sind, uns eine neue ebenso bündige Beweiskette gegen eine andere Person in die Hand zu geben."

Eine neue Kriegsauszeichnung in Frankreich.
Das französische Kriegskreuz, eine Nachahmung des Eisernen Kreuzes.

Der alte Herr war diesen klaren Ausführungen mit größter Aufmerksamkeit gefolgt.

„Ich räume ohne weiteres ein," sagte er jetzt bedächtig, „daß die von Ihnen dargelegten Verdachtsmomente die Verhaftung des Kassenboten wohl rechtfertigen können. Und doch — Sie werden bald einsehen, Herr Kommissar, daß noch ein zweiter Mensch, wenn man sich nur auf Indizienbeweise stützen will, mindestens ebenso schwer belastet ist, wie jener Hartung. Die Umstände nun, die mich in diese Kriminalsache mit hineingezogen haben, sind so eigenartig, daß ich schon etwas weiter ausholen muß. In unserem juristischen Bureau beschäftigen wir seit drei Jahren ein junges Mädchen als Tippfräulein, wie man ja wohl zu sagen pflegt, welches ich mir mit der Zeit zu einer für mich recht wertvollen Hilfskraft herangebildet habe. Das ständige Zusammenarbeiten brachte es mit sich, daß ich bald ein freundschaftliches Interesse an diesem ebenso bescheidenen, wie fleißigen und intelligenten Kinde nahm. Seit einigen Tagen nun fiel mir Fräulein Manfred durch ihr bedrücktes, völlig verändertes Wesen auf. Und heute vormittag vertraute sie mir auf meine teilnehmenden Fragen nach anfänglichem Zögern die Ursache ihrer tiefen Niedergeschlagenheit an. Sie ist seit einem halben Jahr mit dem jetzt in Untersuchungshaft sitzenden Ernst Hartung heimlich verlobt, allerdings gegen den Willen seiner Eltern. Trotzdem haben die jungen Leute weiter fest zu einander gehalten. Am Tage nach dem für ihn so folgenschweres Geschehnis teilte nun Hartung seiner Braut, die schon vorher vergebens eine persönliche Aussprache mit ihm herbeizuführen versucht hatte, schriftlich mit, daß er sich genötigt sehe, ihr sein Wort zurückzugeben, weil er im Verdacht stehe, die geraubte Summe durch einen fingierten Ueberfall an sich gebracht zu haben und er sie daher nicht weiter an seine unsichere Zukunft ketten wolle. Aus diesem Brief, der nach Ansicht des Mädchens wohl hauptsächlich dem Einfluß der Mutter des jungen Mannes zuzuschreiben sein dürfte, einer anscheinend sehr resoluten, aber auch ebenso selbstsüchtigen Frau, sprach eine so tiefe Mutlosigkeit und Verzweiflung, daß Fräulein Manfred sofort ihren Verlobten in der Wohnung seiner Eltern aufsuchte, obwohl sie dieser Schritt wegen der offensichtlichen Abneigung, die Frau Hartung ihr entgegenbrachte, recht starke Ueberwindung kostete. Sie bekam denn auch ihren Bräutigam gar nicht zu Gesicht, hatte dafür aber mit dessen Mutter eine sehr erregte Aussprache, die damit endete, daß Frau Hartung ihr unter beleidigenden Ausdrücken die Tür wies. In den folgenden Tagen glückte es ihr ebensowenig, ihrem Verlobten — die beiden Familien wohnen auf demselben Flur — zu begegnen. Sie entschloß sich daher zu einer schriftlichen Mitteilung an ihn, in der sie ihm versicherte, daß sie von seiner Schuldlosigkeit fest überzeugt sei und ihm, was auch geschehen möge, treu bleiben würde. Ob dieser Brief den jungen Mann erreicht hat, bezweifle ich. Frau Hartung dürfte ihn wohl ihrem Sohne nicht abgeliefert haben. Jedenfalls erhielt Fräulein Manfred keinerlei Antwort mehr. Dann wurde Ernst Hartung verhaftet, und die Zeitungen brachten über die Gründe zu seiner Festnahme ziemlich eingehende Berichte, die ich selbst zwar nicht gelesen habe, denen das energische Mädchen, fest entschlossen, dem Geliebten in jeder Weise beizustehen, aber desto größere Beachtung schenkte. Es scheint nun wirklich, als ob gewissen, im übrigen nur mit einer Durchschnittintelligenz ausgestatteten Personen tatsächlich eine besondere Fähigkeit von der Natur mitgegeben ist, aus einer Reihe von Tatsachen folgerichtige Schlüsse auf deren inneren Zusammenhang zu ziehen. Dieses Kombinationstalent ist bei meinem kleinen Tippfräulein nun unzweifelhaft ebenfalls vorhanden. Bei unserer Aussprache am heutigen Vormittag legte sie recht beachtenswerte Proben davon ab. In den Zeitungsberichten war ihr aufgefallen, daß die Polizei eines völlig übersehen zu haben schien: daß nämlich der Raubgeselle doch auch unter den zahlreichen Angestellten des Speditionsgeschäftes Engelke hätte gesucht werden müssen, die ja zu dem Flur des Hauses Winterfeldstr. 27 ebenso leicht zu jeder Zeit Zutritt hatten, wie die Bewohner dieses Gebäudes, denen die Behörde anscheinend ausschließlich Beachtung geschenkt hatte. An diesen ersten nicht ganz unberechtigten Gedanken reihten sich dann andere und verdichteten sich schließlich zu einem bestimmten Argwohn, wodurch Fräulein Manfred in die schwersten Gewissenskonflikte geriet, da sie zunächst nicht wußte, ob sie von ihren Verdacht jemandem Mitteilung machen oder das Geheimnis im Interesse ihrer Eltern, armer, aber hochachtbarer Leute, für sich behalten sollte. Die Liebe zu ihrem Verlobten siegte schließlich auch über diese Bedenken.

(Schluß folgt.)

Sprüche.

Willkommen, Tod fürs Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schon Blut bedeckt,
Dann sterben wir
Mit Ruhm fürs Vaterland!

*

Müh' dich in dem eignen Reich
Um ein still Gelingen,
Prüf die Riegel an dem Tor,
Halte scharf die Klingen.

*

Nie ist Feindesfreundschaft ohne Tücke,
Nie das Wort des Feindes eine Brücke.

Unsere Bilder.

Ein in einen Schützengraben einbezogenes Bauernhaus zeigt unser Bild. Man hat den Laufgraben einfach durch das Fundament des Hauses hindurchgeführt und dieses selbst durch Anbringung von Schießscharten zwischen den Balken der Lehmwände zur Verteidigung eingerichtet.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Sich in Vergangenes liebend zu versenken,
Mit klarem Geist die Gegenwart durchdenken,
Aufs Nötigste die Willenskraft beschränken,
Die Zukunft sorgenlos Gott anvertrauen,
Heißt heiter schön sein Leben auferbauen.

*

Blank halte den Tisch und blank den Pokal;
Gönn' Würde dem Leben und Rast;
Ja, rüste dir selber das Lebensmahl,
Als wäre der Kaiser zu Gast.

Der Rhein-Hannover-Kanal. Die Vollendung des Rhein-Hannover-Kanals ist in wenigen Wochen zu erwarten. An der Herstellung des Kanalbettes fehlt nur noch ein kleines Stück. Wenn keine Hindernisse eintreten, werden diese Arbeiten, bei denen jetzt etwa 300 Kriegsgefangene beschäftigt werden, bis Juli beendet sein. Dann wird mit der Füllung des Kanals begonnen werden können. Ein Schiffahrtsverkehr, wie er sich auf der Strecke bis zur Weser schon entfaltet hat, wird aber vorerst nur in beschränktem Maße auf dieser Endstrecke stattfinden können, da die Hafenanlagen, Ladeeinrichtungen und Eisenbahnanschlüsse noch nicht fertiggestellt sind. Auch die Arbeiten in dem Lindener Zweigkanal und der Leineregulierung werden noch geraume Zeit in Anspruch nehmen.

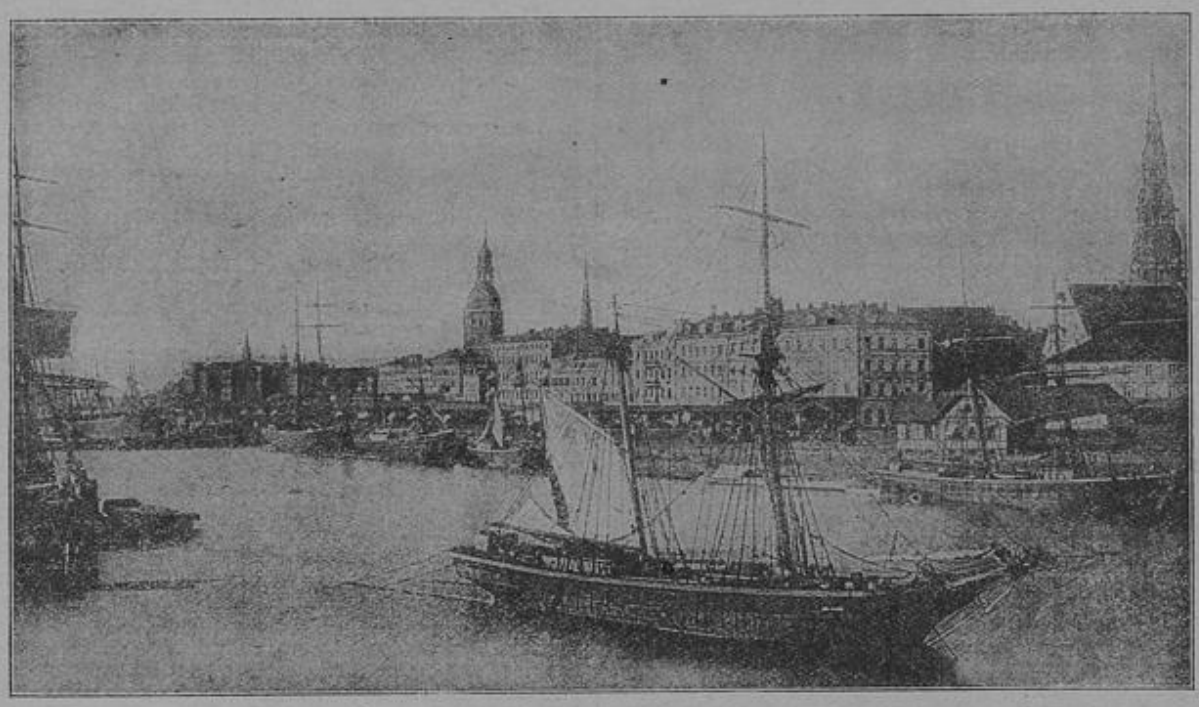
Der heutige Gruß im Heere durch Handanlegen an die Kopfbedeckung ist in Preußen 1812 eingeführt worden. Vordem bestand er im Abnehmen des Hutes. In der Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. über die neue Art des militärischen Grußes vom 4. Mai 1812 heißt es u. a.: . . . „daß bei der Infanterie der Unteroffizier und Gemeine, wenn er seinen Montierungshut aufgesetzt hat und einem Offizier begegnet, Front macht und gerade steht, ohne den Hut abzuziehen. . . . Wenn sich jedoch ein Offizier in einem Hause zu melden hat oder überhaupt in ein solches eintritt, so bleibt es beim alten" (d. h. er nimmt den Hut ab).

Die Einführung der Kartoffeln in Frankreich. Das von Drake nach Europa gebrachte Knollengewächs fand nicht sehr schnell Verbreitung: in vielen Ländern widersetzten sich die Bauern hartnäckig der Einführung der Kartoffeln, weil sie glaubten, daß dieses Gewächs als Nahrungsmittel einen sehr zweifelhaften Wert habe. Da kam in Frankreich der berühmte Turgot auf den Gedanken, einen uralten Zug der Menschennatur seinem Zwecke, die Kartoffeln in Frankreich zu verbreiten, dienstbar zu machen. Er schickte allen Pächtern von Staatsgütern, Lieferanten und anderen ihm untergebenen Leuten Kartoffelsaat und fügte ein strenges Verbot bei, den Bauern davon etwas abzugeben; insgeheim aber ließ er den Leuten wissen, sie möchten die Bauern nicht verhindern, Kartoffeln zu stehlen. Das half! Sobald die Bauern hörten, daß es ihnen verboten sei, Kartoffelsaat zu kaufen, stahlen sie sich massenhaft von den Staatsäckern die nötigen Setzkartoffeln zusammen, und in wenigen Jahren war ein großer Teil Frankreichs mit Kartoffeln bebaut.

Die Leier, nicht zu verwechseln mit der Lyra der Alten, ist ein Instrument, welches heutzutage ziemlich selten geworden ist, selbst von Savoyardenknaben, deren Lieblingsinstrument es lange Zeit gewesen, nicht oft mehr geführt wird. Sie hat oben ungefähr die Form einer kurzen Gitarre, läuft aber in einen länglichen Kasten aus, in dessen Seitenwand sich zehn bis zwölf Tasten bewegen, die mit der linken Hand gespielt werden, während die rechte Hand eine Kurbel zu drehen hat, mittels deren die Saiten in Bewegung gesetzt werden. Das Instrument selber ist dürftig genug, namentlich sein monotoner singender Ton auf die Dauer wahrhaft unerträglich. Es ist aber leicht zu handhaben, und da nach dem Sprichworte „die Geschmäcker" sehr verschieden sind, so kann es uns nicht wundern, daß sich die allgewaltige Gesetzgeberin „Mode" einmal dieses Instrumentes bemächtigt hat. Es mögen hundert und noch einige Jahre hinübergegangen sein seit der Zeit, da ließ sich in Paris ein Virtuose auf der damals noch nicht bekannten Leier hören. Sehr bald fanden sich Liebhaber. Namentlich entstand in der Damenwelt eine förmliche Sucht — vielleicht aus Verehrung für die wahrscheinlich sehr liebenswürdige Persönlichkeit des Virtuosen — das monotone Ding zu kultivieren.

Eine schlimme Sache. Man sagt nicht mehr „Adieu", sondern: „Kommen Sie wieder!" oder „Auf Wiedersehen!" Wie nun aber, wenn ein Gerichtsvollzieher derjenige ist, welcher . . .? Oder wie, wenn ein Bettler von uns Abschied nimmt?

Unbegreiflich. Da lese ich eben, in Serbien soll es an Papier fehlen. Das ist mir unbegreiflich, es gibt dort wahrhaftig „Lumpen" genug!



Die Stadt Riga, Hafenansicht.

Rätsel.

Ich bin nicht der Städte verzogenes Kind;
Mein Vater wohnt draußen im Feld.
Ich muß es gestehen, er ist kein Held —
Er neigt sich bei jedem Wind.
Mit blauem Hütchen, in grünem Kleid,
So steht er im Felde zur Sommerszeit.
Er konnte mich freilich nicht selbst erziehn,
Und eh' ich geworden, was jetzt ich bin —
O Himmel! da gab es manch harten Strauß!
Man riß mich hinweg aus dem Vaterhaus,
Man hat mich geschlagen, mich ausgedörrt,
Man hat mich gezaust, man hat mich gezerrt —
Doch seht ihr an mir, an des Feldes Kind
Daß Prüfungen von Nutzen sind,
Denn jetzt behaupt' ich den Ehrenplatz
In jeder sorglichen Hausfrau Schatz,
Und wo man noch huldigt dem echten Wert,
Da wird auch mein Name gebührend geehrt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Glück.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur T. Kellen, Bredeney (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).